



**Der Hammer**  
Die Zeitung der  
Alten Schmiede  
Nr. 54, 02.12

## SCHWEIZ: EXEMPLARISCHES

Von Mitte November bis Anfang Dezember 2011 haben zehn Gäste aus der Schweiz exemplarische neue sprach-, laut- und tonkünstlerische Arbeiten im Programm der Alten Schmiede vorgestellt.

Dieses Projekt, **KONTRAPUNKTE - NEUES AUS DER SCHWEIZER LITERATUR**, das ebenso vorbildlich von der Schweizer Kulturstiftung **PRO HELVETIA** unterstützt wird, findet nun vom **9. BIS 27. FEBRUAR 2012** seine Fortsetzung. Hervorragend waren nicht nur die literarischen Werke, die ihre Wirkmacht auch unabhängig von der Gnade der österreichischen Literaturpublizistik entfalten, sondern auch die Werkeinleitungen, die der Literaturkritiker Samuel Moser, ausgebildeter Altphilologe und Philosoph, der u. a. regelmäßig in der *Neuen Zürcher Zeitung* publiziert und am Schweizer Literaturinstitut in Biel lehrt, dem wissbegierigen Teil des Wiener Literaturpublikums angeboten hat. Zwei dieser Werkeinleitungen vom November sind hier wiedergegeben.

Zudem bietet diese Ausgabe des *Hammer* ausführliche Hinweise auf jene zehn Schweizer Gäste, die jetzt im Februar an sechs Abenden in der Alten Schmiede verschiedenste Register der Schweizer Literatur zur Geltung bringen werden: literarische Lebens-Werke, einmal komprimiert in einem Band kurzer Prosa (**Urs Widmer**, 15.2.), einmal ausgefaltet als mehrbändige Werkausgabe (**Klaus Merz**, 9.2.), einmal in Form einer umfassenden Biographie interpretiert (**Peter Rüedi** über **Friedrich Dürrenmatt**, 27.2.); dazu Weiterentwicklungen der klassischen Dichtungstradition und aus der Bühnenpraxis entwickelte Spoken-Word-Literatur (**Urs Allemann**, **Armin Senser** und **Guy Krneta**, 16.2.), neue Erzählprosa in französischer und deutscher Sprache (**Michel Layaz** und **Friederike Kretzen**, 13.2.) sowie zwei exzentrische Ansätze literarischer Spurensuche (**Dragica Rajčić** und **Katharina Geiser**, 21.2.).



**SAMUEL MOSER**, \*1951 in Lyss, Studium der Philosophie und Altphilologie in Bern und Rom. Er unterrichtet an einem Gymnasium in Biel und ist Dozent für Literaturkritik am Schweizer Literaturinstitut in Biel; Rezensionen in namhaften Zeitungen des deutschen Sprachraums und Essays (u. a. zu Friederike Mayröcker, Günter Eich, Ilse Aichinger, Jörg Steiner, Paul Nizon, Urs Widmer, Wilhelm Genazino, Reto Hänni, Klaus Hoffer); Präsident der Stiftung Robert Walser Biel. Herausgeber u. a. von *Ilse Aichinger. Leben und Werk* (1990); *Paul Nizon. Werkausgabe* (2010).

**LEO TUOR** (Foto Seite 1), \*1959, aufgewachsen in Rabius und Disentis (Graubünden). 1981–85 Redaktor der rätoromanischen Zeitschrift *la Talina*. Studium der Philosophie, Geschichte, Literatur in Zürich, Fribourg, Berlin. Abschlussexamen als Sekundarlehrer. Siebzehn Sommer als Kuh- und Schafhirt auf der Alp. Erhielt zahlreiche Auszeichnungen, darunter den Preis der Schweizerischen Schillerstiftung (1988), den Hermann-Lenz-Förderpreis 2004 und den Bündner-Literaturpreis 2009. Werke (Auswahl): *Giacumbert Nau* (1988, dt. 1994); *Onna Maria Tumera ni Ils antenats* (2002, dt. *Onna Maria Tumera oder Die Vorfahren*, 2004); *Settembrini. Veta e meinis* (2006, dt. *Settembrini. Leben und Meinungen*, 2011). *Im Winter nenne ich mich ein bisschen altmodisch Privatier & Vagabund. Meine Vorfahren waren Hirten, Bauern und Jäger, keine Diplomaten, keine Offiziere, keine Priester. Väterlicher- und mütterlicherseits spielen die Frauen die wichtigsten Rollen. Die Männer sterben zum Teil früh, auffallend oft Anfang Mai.*

**STEFANIE SOURLIER** (Foto Seite 4), \*1979 in Basel, lebt in Zürich. Studium der Germanistik und Filmwissenschaften. *Das weiße Meer* (Frankfurter Verlagsanstalt, 2011) ist ihre erste Buchveröffentlichung. *Ich kann nur vom Aufatmen sprechen, endlich wieder hat die junge deutsche Literaturgeneration ein Talent, dessen Prosa das Vielversprechende längst eingelöst hat und mich beim Lesen neugierig macht und in Atem hält.* (Josef Winkler)

Foto: Maik Petrone

Samuel Moser

## ZWEI LESUNGSEINLEITUNGEN

Zu **LEO TUOR**: *SETTEMBRINI. Leben und Meinungen* (deutsch von Peter Egloff, Limmat Verlag, 2011)

Alte Schmiede Wien; 2. Dezember 2011

Über den Wert von Gattungsbezeichnungen kann man sich streiten. Eigentlich waren die interessanten Bücher immer schon die, die bestehende Formen allenfalls insofern erfüllten, als sie sie unterliefen. So ist es auch mit Leo Tuors neuem Buch »Settembrini. Leben und Meinungen«. Der Verlag nennt es einen Roman. Verkaufsargument, gewiss. Aber in diesem Falle möchte ich die Bezeichnung doch etwas in Schutz nehmen. Das Fiktive scheint mir nämlich ein ganz wichtiges und gegen falsche Vereinnahmungen zu verteidigendes Element dieses Buches.

Immerhin kommt man so nicht auf die Idee, es handle sich um ein Buch über die Hochwildjagd. Obschon es das natürlich ist, auch ist, wie bereits die Widmung zeigt: »Zum Ruhm der Bündner Jäger«. Aber ihr antikisierendes Pathos wirkt auch wieder leicht ironisch. Es ist Leo Tuors drittes Buch nach »Giacumbert Nau« und »Onna Maria Tumera oder Die Vorfahren«. Im ersten ging es um das Hirtendasein, im zweiten um die Familie – und beides waren Romane und gleichzeitig keine klassischen Romane, sondern auch Sachbücher, aber so wie Vergils »Bucolica« und »Georgica«, die »Lehrgedichte« waren und genaues Sachwissen in genaue Bilder und gute Verse fügten.

Als nun wieder klassisches Romanelement liesse sich im Falle »Settembrini« anfügen: es handelt sich um einen Erziehungsroman: der Ich-Erzähler dokumentiert seine Ausbildung zum Jäger durch seinen Onkel Settembrini, oder besser die Onkel Settembrini, denn, so sagt der Ich-Erzähler, es handle sich um Zwillinge, die aber so gleich seien, dass nur die Mutter sie habe auseinanderhalten können: Gion Battista und Gion Evangelista, genannt Silvester Settembrini. Täufer

und Apostel. Bei Settembrini handelt es sich aber wohl eher um einen pfiffigen Gauner- oder Jägertrick: der andere wars gewesen, keiner wars gewesen. Die Kunst, unentdeckt zu bleiben, gehört für Jäger und Gauner zu den Basics.

Bündler Jäger sind natürlich stramme konforme Eidgenossen. Auf der Jagd ist alles reglementiert und die Jagdprüfung gehört, das weiss jeder Flachländer, zu den strengsten. Oder gehörte, ich weiss es nicht. Aber der oder die Settembrinis reichen nicht nur in archaischere Zeiten der Jagd zurück, sondern auch in tiefere Schichten des Menschseins hinab: da wo sich Norm und Verstoss, Grenze und Grenzüberschreitung oder eben Gendarm und Gauner noch direkter begegnen. Das ist gewissermassen die romantische Farbschicht auf Leo Tuors Jagdgemälde. Die Schicht des Wilden, des Wildes und des Wilderns.

Wer sich schreibend mit der Jagd befasst, gerät sofort in das Gebiet der grossen Erzählungen, der Mythen. Der Himmel ist voller zu Gestirnen erhobener Jäger. Oder auch gestürzter. Auch bei Leo Tuor. Wie wohl sein Roman in der bündnerisch-schweizerischen Gegenwart spielt mit all ihren prosaischen Schattenseiten, erheben wir uns doch, wenn wir mit seinen Jägern auf die Pirsch gehen, im Morgengrauen die Hänge hinaufschauen und die letzten Sternbilder verblassen, in eine Traumlandschaft zwischen Himmel und Erde, in die Geschichten eingeschrieben sind, die einen anderen Wahrheitswert haben als die Anzahl angeblich oder tatsächlich geschossener kapitaler Böcke.

Und noch ein Romanelement sei angefügt, das gewiss auch der Ironisierung dient, aber nicht nur. Es ist die Klammer, die Anfang und



Schluss des Buches bildet. Genau genommen ist es eine Doppelklammer. Am Anfang, bevor es überhaupt anfängt, lenkt der Erzähler unseren Blick schon an den Nachthimmel, zum Jäger Orion natürlich, in dessen Bild ein geheimnisvolles Pferd erscheine. Darin ein geschweifeter Stern: »Wenn es dich nun Wunder nimmt, was es mit diesem Stern auf sich hat, versenk dich in die Nacht und lies dieses närrische Buch«. Wir sind gewarnt und doch überrascht, dass auf der nächsten Seite, beim zweiten Anfang vor dem Anfang, dann immer noch nicht Settembrini auftritt – möchten wir doch schon lange wissen, was es mit diesem geheimnisvollen, wohl und auch ein bisschen flutterhaft klingenden Namen auf sich hat. Nein zuerst kommt noch Erasmus aus Italien über die Alpen. Der natürlich, wir habens gehant, nur eines will: nach Rotterdam. Was also sollen diese blöden Berge? Immerhin hat er dann die »Laus stultitiae« verfasst, ein subtil-schräges Buch der humanistischen Aufklärung. Ein Lob der Narrheit, ausgesprochen von einer Närrin. Er nun wird der Schutzpatron des Autors und des Lesers, der sich nun endlich selber aufzumachen hat in die »Nacht« dieses »närrischen« Buches. Und zum Beweis seiner Liebe sozusagen hat uns Erasmus seinen Guide überlassen: Barlichin, der auf wundersame Weise nach fast fünfhundert Jahren in Leo Tuors Roman aufersteht an der Seite Settembrinis. Auch Barlichin ist also in gewisser Weise eine gespaltene oder gedoppelte Identität. Wenn es ihn denn überhaupt gibt und gegeben hat.

Inhaltlich ist der Roman kaum zusammenzufassen. Ein roter Handlungsfaden ist nicht auszumachen. Es handelt sich eben um Literatur, das heisst um ein Sprachkunstwerk. Die Sprache ist sein Inhalt. In zweifacher Weise. Zum einen, indem der Roman – das Jägerlatein dient als Metaphernmaschine – ein Jäger von Sprache ist. Respektive von Sprachen. Da sind zunächst zu erwähnen die beiden Sprachen, in denen er entstanden ist: Rätoromanisch und Deutsch. Das tönt merkwürdig. Aber ich möchte die Übersetzung aus dem Rätoromanischen von Peter Egloff, obschon ich sie nicht überprüfen kann, durchaus als eine Sprache des Buches selber betrachten. Jedenfalls scheint mir, es könne und könnte an vielen Stellen auch in ihr geschrieben worden sein. Ohne dass es dabei seine Körperlichkeit an eine Geistigkeit verloren hätte. Heisst es doch einmal, Rätoromanisch sei die Sprache des Fleisches, Deutsch die des Geistes. Die Jagd, wie sie Tuors Buch auffasst, ist von mir aus gesehen ohnehin etwas Geistiges. Natürlich aber ist das Deutsch im Graubünden auch die Sprache der Obrigkeit, gegen die das Buch und Settembrini listig ankämpfen.

Das Buch spricht aber noch ganz andere Sprachen: die lateinischen eines Vergil und Erasmus habe ich schon erwähnt. Es kommt hinzu die griechische von Homer über Aischylos bis Diogenes Laertios. Dann das Französische eines Montaigne. Das Englische eines Sterne, Wilde und – Achtung, Jäger! – Hemingway. Das Deutsch eines Kafka mit seinem Gracchus. Und es kommen ich weiss nicht wieviele Sprachen noch hinzu, all die der Jäger natürlich. Und schliesslich die der Sterne, die doch auch Zeichen sind und Geschichten erzählen. Und dann erst die Sprache der Tiere. Und die Sprache Leo Tuors selber, die diese Sprachen alle zu einem herrlich klingenden Klangkörper fasst. Eine wunderbare Rolle für den Autor, der sich so weder auktorial in Szene setzt noch postmodern kokett für tot erklärt.

Dasselbe gilt übrigens auch für die Formen: den Roman haben wir ja schon erwähnt, den Bericht ebenfalls, das Sachbuch auch. Nun hats eingelagert in den Text auch Gedichte, Lieder und kleine Dramen. Für das Ganze kommt mir eigentlich der Begriff der »Satire« als passend vor. Zum einen ist das Buch tatsächlich eine Satire im üblichen Wort-

sinn, und zwar nicht bloss auf die Wildhüter, denn Tuor ist nicht so dumm, in einem Wildhüter nicht auch einen Jäger zu sehen, sondern auch auf das Jagen selber, diese älteste sogenannte Kulturtechnik, deren grotesken Seiten man nur satirisch begegnen kann. Was nicht heisst, dass Tuor die Jagd und die Jäger nicht liebt. Ich lasse mir sein Buch weder von bissigen Jagdgegnern noch bleckenden Vegetariern vereinnahmen.

Aber ich meine Satire noch im ursprünglicheren Sinn der »satira lanx«, der vollen, mit Früchten gefüllten Schale, aus der in der römischen Literatur die Gattung der Satire als Roman entstanden ist, der eine lose Füllung mit Allem und Jedem zulässt. Geschichten in und über Geschichten, das ist auch echt homerisch: während Settembrini einmal mit dem Messer das Wild ausnimmt, erzählt der Ich-Erzähler die Geschichte der kaledonischen Jagd, die auf der Klinge seines Messers abgebildet ist. So funktionierte auch schon Petrons Schelmenroman »Satyricon«.

Nun hat das Buch im Titel nochmals eine Gattungsbezeichnung: »Leben und Meinungen«. Das bringt uns zu einem weiteren Schutzpatron der Jäger, jedenfalls der schreibend Jagenden: zu Diogenes Laertius, der im Buch mehrfach als Zeuge vorkommt. Er hat im 3. Jahrhundert n. Chr. eine Philosophiegeschichte geschrieben, die in ihrem Ansatz genuin antik ist: φιλοσόφων βίων καί δογμάτων συναγωγή. Eine Verbindung von Biographie und Doxographie grosser Philosophen. Leben und Meinungen im Sinne von Lehrmeinungen. Und dies nicht bloss, um mit Anekdoten das philosophisch Schwerverdauliche süffiger zu machen, sondern weil im ursprünglichen Verständnis der Weisheit Wissen und Lebensführung zusammengehören.

In diesem Sinne ist der oder sind die Settembrini auch Weise. Respektive Philosophen, denn sie sind Jäger, wie auch die Philosophen jäger der Weisheit sind und nicht deren Besitzer. Wenn Leo Tuors Buch ein Manifest ist, dann eines gegen Besitz und Macht auf jedem Gebiet, auch auf dem der Bildung.

Settembrini ist eine schräge und edle Figur, ein Strenger und ein Tröster, ein Einfacher und ein Komplizierter. Sagen wirs so: ein adliger Anarchist. Das ist paradox genug. Er hat den Adel, dessen Domäne die Jagd von Anfang an war, nobilitiert zur Klassenlosigkeit. Im Grunde ist er ein Aesthet, ein Liebhaber des Schönen. Darin erinnert er an den grössten Jäger der Geschichte überhaupt, an den ewigen Jäger. Ich meine Eros, den kleinen mit den Flügelchen am Hintern und den bittersüssen Pfeilchen. Heisst es doch in Platons »Symposion«, um nochmals in die ewigen, ich meine antiken Jagdgründe zu tauchen, Eros sei ein »gewaltiger Jäger«. Ich zitiere aus dem »Symposion« kurz das Märchen seiner Geburt, weil es so gut zu Settembrini passt: *Als Sohn des Poros (des Überflusses) und der Penia (der Armut) nun ist dem Eros folgendes Los zuteil geworden: Erstens ist er beständig arm, und viel fehlt daran, daß er zart und schön wäre, wie die meisten glauben, sondern er ist rauh und nachlässig im Äußern, barfuß und obdachlos, und ohne Decken schläft er auf der bloßen Erde, indem er vor den Türen und auf den Straßen unter freiem Himmel übernachtet, gemäß der Natur seiner Mutter stets der Dürftigkeit Genosse. Von seinem Vater her aber stellt er wiederum dem Schönen und Guten nach, ist mannhaft, verwegen und beharrlich, ein gewaltiger Jäger und unaufhörlicher Ränkeschmied, der stets nach der Wahrheit trachtet und sie sich auch zu erwerben versteht, ein Philosoph sein ganzes Leben hindurch, ein gewaltiger Zauberer, Giftmischer und Sophist; und weder wie ein Unsterblicher ist er geartet noch wie ein Sterblicher, sondern an demselben Tage bald blüht er und gedeiht, wenn er die*



Fortsetzung von Seite 3

*Fülle des Erstrebten erlangt hat, bald stirbt er dahin; immer aber erwacht er wieder zum Leben vermöge der Natur seines Vaters; das Gewonnene jedoch rinnt ihm immer wieder von dannen, so daß Eros weder Mangel leidet noch auch Reichtum besitzt und also vielmehr zwischen Weisheit und Unwissenheit in der Mitte steht.*

Jäger vom Typ eines Settembrini, wie ausgestorben sie auch sein mögen, leben vom Sehen. Das Sehen verhindert das Töten. Oder erschwert es zumindest. Nähe ist gefährlich, Aug in Aug fällt kein Schuss. Die Rollen wechseln. Dem Jäger spiegelt sich sein eigenes Jagtsein. »Töten kann jeder, aber leben lassen«, heisst es einmal; ein gewaltiger Satz.

Er erinnert, ich bin etwas aufdringlich heute mit der Antike, wiederum an Diogenes, diesmal aber an den anderen, den Hund, der bei Tageslicht mit der Laterne nach Menschen suchte. Oder jagte. Es heisst bei Diogenes Laertios über ihn: »Er lobte die, welche heiraten wollen und nicht heiraten, die, welche absegnen wollen und nicht absegnen, die, welche staatsmännisch tätig sein wollen und es unterlas-

sen, die Kinder aufziehen wollen und es nicht tun, die sich fertig machen, in den Dienst der Fürsten zu treten und davon abstehen.«

So bleibt auch Settembrini ein ewiger Traum. Es ist klar, was mit ihm, was mit seiner ganzen lustigen Truppe passiert, der Anfang hat es ja schon verraten: er wird in einer schrillen Apotheose zwischen Engeln und Teufeln auf einem Mistzetter der Marke Rapid unter die Sterne erhoben.

Aber kann er am Himmel bleiben? Er wäre kein Star, wenn er nicht immer wieder herabsteigen würde. Mit dem Tier auf dem Buckel, denn das Herabtragen ist die Leistung, die der Jägermeister von seinem Lehrling verlangt. Leo Tuors Jäger sind keine Sieger. Sie erzählen keine Erfolgsgeschichten. Ihr Erzählen dient vielmehr dem Leben. Auch dem Leben der Toten, dem Leben der Schatten. So wie Leo Tuors Erzählen Settembrini gilt: nicht bloss, indem er von ihm erzählt, sondern vor allem, indem er überhaupt erzählt. So huldigen nur Ausnahme-Schüler ihren Lehrern: indem sie ihnen vormachen, was sie von ihnen gelernt haben.

\*

## ZU STEFANIE SOURLIER: DAS WEISSE MEER. Erzählungen (Frankfurter Verlagsanstalt, 2011)

Alte Schmiede Wien; 30. November 2011

Einen Erzählungsband vorzustellen ist immer etwas schwierig. Die Erzählungen sind darin alle gleich oder alle ungleich oder einige gleich und andere ungleich. Bei Stefanie Sourlier kann ich nicht einmal das entscheiden. So verschwimmen mir alle zu einer grossen Erzählung. Und der Titel »Das weisse Meer« hilft auch nicht gerade weiter. Ein weisses Meer ist noch uferloser, als Meere ohnehin schon sind. Zudem undurchsichtiger als ein blaues. Eines, das seine Tiefe nicht durchblicken lässt. Eis und Schnee lösen seinen Horizont auf.

Es ist kalt in Stefanie Sourliers Erzählungen. Manchmal auch nur kühl, aber kühl kann kälter sein als kalt. Von einer »hellen Kälte« ist einmal die Rede, eine klare Steigerung. Nur einmal ist es heiss, in der ersten Erzählung mit dem Titel »Kupfersulfatblau«, die in Südfrankreich spielt. Aber die Hitze ist hier dann gleich unerträglich, lähmend. Und das südliche Blau, das im Text immer wieder auftaucht, ist ein giftiges Blau. Die Farbe eines unwirklichen, aber doch omnipräsenten Todes. Dass das Weisse Meer in der Titelerzählung des Bandes ein Reiseziel ist, heisst bei Stefanie Sourlier noch nicht, dass es ein Sehnsuchtsort ist. Und dass es die beiden Frauen, die nach Archangelsk reisen, nicht zu sehen bekommen, weil es militärischer Sperrbezirk ist, heisst nicht, dass es nicht überall zu finden ist.

Immerhin kann man ein paar Konturen ausmachen in der weissen Weite der Texte. Figuren zum Beispiel, Figurenkonstellationen. Von der Ich-Erzählerin wird man sich das Bild einer jüngeren Frau zusammenstellen, Studentin, die einmal aus einer klein genannten in eine gross genannte, aber sonst nicht näher bezeichnete Stadt gezogen ist. Berlin wird es sein, der Name fällt nicht. Wichtiger als die geopolitische Verortung sind in Stefanie Sourliers Erzählungen die kleinräumigen Koordinaten wie Cafés, die Strasse etc. Ähnliches gilt von New York oder Manchester, wo die Ich-Erzählerin sich einmal bei einer Freundin aufhält. Auch diese Stadt beschränkt sich auf ein paar



Foto: Laura J. Gerlach / Frankfurter Verlagsanstalt



Gehstrecken und auf eine Wohnung mit einem Baugerüst vor dem Fenster, von dem aus man in eine andere Wohnung hineinsehen kann.

Statt »beschränkt« würde ich besser sagen: erweitert sich, denn gerade die Reduktionen machen Stefanie Sourliers Texte durchlässig für andere Geschichten und Geschichten von anderen, so dass es nicht erstaunt, dass es feste Standpunkte und Sesshaftigkeit bei Stefanie Sourlier kaum gibt und ihre Ich-Erzählerin zumeist unterwegs ist und nie ganz oder nur dort, wo sie gerade ist. Auch wenn es nur »kleine Verschiebungen« sind, die jeweils im Zentrum einer Geschichte stehen. Beziehungen zwischen den Menschen gibt es schon, aber zu offenen Begegnungen kommt es unter diesen flüchtigen Umständen kaum. Räumlich und zeitlich, auch die Erinnerungen sind für die Erzählerin nicht etwas, woran sie sich halten kann, sondern eher weitmaschige Netze, durch die sie hindurchfällt ins Grundlose ihrer Vorstellungen und Einbildungen.

Auch die Beziehungen der Ich-Erzählerin sind nie deutlich, handle es sich nun um einen Freund, eine Freundin, den Bruder, Ehemann, die Kinder oder Verwandte wie einen Grossvater oder einen Grossonkel. Stets öffnet sich hinter diesen Figuren ein Raum, der grösser ist als der, in dem sie sichtbar und zugänglich sind. Am augenfälligsten ist dies wohl in der mehrmaligen Auflösung eindeutiger Geschlechtszugehörigkeiten. Als seien Ella, Leo, Jonas, Paul, Georg und wie sie alle heissen, gewichtslose, ja körperlose Schatten irgendwo zwischen Leben und Tod. Figuren eben, Umrisse, aber in ihrem Innern ausgeblendet, anonym. Vielleicht auch nur Spiegel, die das Ich an sich selber erinnern; lähmende Verdoppelungen des Ichs und letztlich Auslösungen seiner Identität.

Weiter werden Stefanie Sourliers Erzählungen bevölkert von Tieren, Fischen vor allem und Katzen. Auch Elefanten gibt es. Aber auch sie stehen für etwas, das im Leben der Figuren zwar eine Rolle spielt, aber unfassbar bleibt: die Katzen sind immer tot oder so gut wie tot.

Die von Schrödinger dient in einer Erzählung als Modell. In einer andern Erzählung ist eine Katze bloss ein schwarzer Fleck auf einem Gehsteig, wieder in einer andern geht es um den Kadaver des Katers Bumber, der eine groteske Beziehung stiftet zwischen der Erzählerin, ihrem Bruder und einem dahergelaufenen Künstler, die kulminiert in der grotesken Abschiedsszene in einer Müllverbrennungsanlage.

Gerade viel Schönes und Erfreuliches gibt es tatsächlich nicht im weissen, weiten Meer dieser Erzählungen. Einmal taucht der Begriff »schäbig« auf. Ich denke, er trifft die Welt, wie sie in Stefanie Sourliers Erzählungen erscheint. Es müsste einem bloss gelingen, darin kein moralisches Werturteil zu sehen. Denn die Figuren, die sich in dieser schäbigen Welt bewegen, sind alles andere als abgeschabt, glatt, empfindungslos. Sie haben ein ausdifferenziertes Wahrnehmungsvermögen, auch wenn sich dies vielleicht eher nicht in dem ausdrückt, was sie sagen, sondern in ihrem müden, aber wachen Schweigen.

»Schäbig« soll auch kein ästhetisches Werturteil sein, wenn man es behelfsmässig auf die Art von Stefanie Sourliers Erzählen selber bezieht. Denn zum äusseren Meer kommt das »weisse Meer« ihrer Texte. Eines ihrer Fortbewegungsprinzipien ist jedenfalls das fortlaufende Präzisieren und/oder Dementieren, das sie zwar vorwärtsbringt, aber eigentlich zurückkriechen lässt. Sie wachsen, aber auch stagnieren, nicht abfliessen lässt. Ich denke an Sätze wie: »Deswegen nannten Ella und ich den alten Mann Mister Samuel, wenn wir über ihn sprachen, wir sprachen aber selten über ihn«. Oder: »Jonas war mein Bruder. Jedenfalls sagten wir das, weil es mehr war als eine Freundschaft.« Der Satz findet sich übrigens in der Geschichte vom Kater Bumber, die Stefanie Sourlier so beginnt: »Nachdem meine Katze gestorben war, zog auch Jonas aus. Höchstwahrscheinlich bestand je-

doch kein Zusammenhang zwischen dem Tod der Katze und Jonas' Auszug.« Hier wird eine Geschichte gleich zu Beginn, buchstäblich im Keime erstickt. Und entwickelt sich dann doch aus ihm!

Einmal immerhin geht es lustig zu und her zwischen der Erzählerin und Jonas. Die beiden vergnügen sich mit Anagrammen: eine Fabienne Müller machen sie zum »Muneli Bärenelfe«, einen Achim Seiler zu »Sir Alchemie« und einen Christian Keller zum »Trinker Achilles«. Bis man begreift, dass gerade darin sich eine grosse Lethargie und Melancholie ausdrücken. »Nach dem Abitur zog ich in die Stadt, um zu studieren, oder ich begann zu studieren, um in die Stadt zu ziehen.« Hier wird eine Biographie zum Anagramm. Was ist wichtig, was nicht, wenn Ursache und Wirkung nicht mehr zu unterscheiden sind? Oder mit den Worten von einem, der gerne etwas über seinen toten Bruder herausfinden möchte: »... man weiss nicht, ob dies die Müllberge am Rand des beschwerlichen Weges zur Wahrheit sind oder die Wahrheit selbst, wenn es denn eine gibt.«

Wenn von einem Wegrand die Rede ist und von Müll, muss es irgendwo das Reine und den Weg dazu doch geben. Man kann in Stefanie Sourliers Erzählungsband auch solche Linien finden. Ich nenne für mich eine davon die »Georg-Linie«. Dreimal spielt ein Georg eine wichtige Rolle. In der vielleicht offensten und zugleich verschwiegensten Geschichte, »Demut« ihr Titel, geht es zu wie in einem sokratischen Dialog: ein Schauspieler und eine Souffleuse versuchen das Wesen der Demut zu bestimmen. Die Rollen sind dabei merkwürdig vertauscht: dem Schauspieler kommt die Rolle des Souffleurs zu, der aber nur dafür zu sorgen hat, die Suche voranzutreiben. So sagt er der Souffleuse mehrmals, dass sie keine Ahnung habe, was Demut sei. Dabei bringt sie doch Beispiel um Beispiel auf den Tisch. Aber um Beispiele kann es, wenn es um das Wesen der Dinge geht, natürlich nicht gehen. Eines sei dennoch erwähnt. Die Souffleuse erzählt von ihrem sterbenden Grossvater. Er liegt im Altersheimbett und stört sich an einem Pferd. Es gibt jedoch keine Pferde im Zimmer. Da tut die Enkelin etwas Lebensrettendes: sie steigt in die Vorstellung, in die Geschichte des Grossvaters ein. Sie sagt nicht, wie sie zuerst wollte: »Da ist kein Ross«. Sie sagt: »Wenn dich das Pferd stört, dann sag ich denen, dass sie es wegnehmen sollen.« Und sie tut noch mehr: sie steigt quasi zum Grossvater ins Bett und sieht durch den Dreiangel des Haltegriffs darüber, durch den Galgen. Und sieht an der Wand das Pferd des heiligen Georg. Ohne dass der Grossvater es noch merkt, nimmt sie es weg und ersetzt es durch ein Bild mit gelben Sonnenblumen. Einen zweiten Georg gibt es in der Geschichte »Nach Italien«. Sie handelt von einem etwas eigenartigen Onkel; einer wunderbaren Figur deshalb, weil die Erzählerin seine Unnahbarkeit nicht aufhebt, sondern gerade sie uns näher bringt. Auch dieser Georg ist an einer Endstation, spitexbetreut wohnt er in einer schäbigen Hochhauswohnung. Früher hat er in einem Dorf gewohnt, das von einem Stausee unter Wasser gesetzt wurde. Aus dem neuen Dorf, in das die Einwohner umgesiedelt wurden, seien dann, wie er erzählt, zwei Brüder verschwunden: der eine verschollen und der andere zerschellt. Zerschellt am Fuss der Staumauer, weil er – nach Murphys Gesetz – auf der falschen Seite herunterfiel, nicht auf der Wasserseite. Er hätte doch schwimmen können! Der andere Bruder, der verschollene, schwimmt vielleicht tatsächlich noch unten im alten, überfluteten Dorf. Oder er ist einfach weggegangen über den Staudamm. »Ich bin nach Italien gegangen«, hinterliess er auf einem Zettel. Seither nennt man im Dorf das Verschwinden »nach Italien gehen« und stellte sich vor, das »Land, wo die Zitronen blühen«, liege gleich jenseits des Damms. Auch der Onkel hofft, dass er vielleicht bald einmal hinübergehe – und hat Angst, dabei auf die falsche Seite zu fallen.



Fortsetzung von Seite 5

Der dritte Georg taucht in einem Kinderspiel auf. Die Nichte des Onkels erinnert sich es mit ihrem Bruder erfunden zu haben. Es hiess »Der Schorsch und der Andere«. Immer wenn sich die Kinder begegneten, musste die Schwester fragen: »Wer bist du?« Der Bruder antwortete dann: »Ich bin der Schorsch.« Oder aber: »Ich bin der Andere.« Den Sinn des Spieles begreift die Nichte heute noch nicht, und weder sie noch der Bruder hätten damals gewusst, wer denn dieser »Andere« sei. Vielleicht geht es ja genau darum: um dieses Nichtwissen, das wie der Weg über die Staumauer oder der Blick durch den Haltegriff am Bettgalgen eine Öffnung in eine andere Welt schafft.

Natürlich kann man neben diesen hellen Linien genauso gut den finsternen folgen, etwa vom Unter-Wasser-Leben im versunkenen Dorf zum Beinahe-Ertrinken des Bruders in der Erzählung »Kupfersulfatblau«; und von da wiederum zur letzten Erzählung, die »Unter Wasser« heisst und auf geheimnisvolle Weise das Wasser als Element der Geburt und als Element des Todes verbindet.

Nun, auch wenn sich Stefanie Sourliers Erzählungen nicht durch fröhliche Leichtigkeit und sonnige Heiterkeit auszeichnen, glaube ich

zum Schluss aber dennoch eine Art General-Ironie erkennen zu können, die den Band sozusagen zwischen Anführungsstrichen setzt. Nachdem wir gleich nach dem Öffnen des Buches eine Seite lang über die eiskalt aufgetischten Suizidversuche einer Elfjährigen erschrocken sind, klärt uns die erste Geschichte nämlich darüber auf, dass es sich auch hier um ein Spiel handle, mit dem sich Kinder in den Ferien die Zeit vertreiben. Das Spiel heisst: »Einander-schlimme-Dinge-Erzählen«. Daraus ergeben sich zwei mögliche Schlüsse: entweder gehören nun alle schlimmen Dinge, die Stefanie Sourlier erzählen wird, zu diesem Spiel. Oder aber: wir haben die schlimmen Dinge nach einer Seite bereits hinter uns. Beide Varianten kommen übrigens aufs selbe heraus.

Eigentlich wollte ich mit diesem Versuch in Heiterkeit schliessen. Es geht leider doch nicht ganz. Denn einen Satz aus der Erzählung »Armageddon« kann man in diesem Zusammenhang nicht übergehen. Er heisst: »... ich frage mich, weshalb diese Endzeitangst auch nach dem Ende nicht vorbei ist.«



## Vorschau auf **KONTRAPUNKTE – NEUES AUS DER SCHWEIZER LITERATUR** – zweite Lieferung 9.–27.2.2012

mit freundlicher Unterstützung durch PRO HELVETIA, Schweizer Kulturstiftung

schweizer kulturstiftung  
prohelvetia

9.2. Donnerstag, 19.00 **KONTRAPUNKTE – NEUES AUS DER SCHWEIZER LITERATUR – zweite Lieferung**

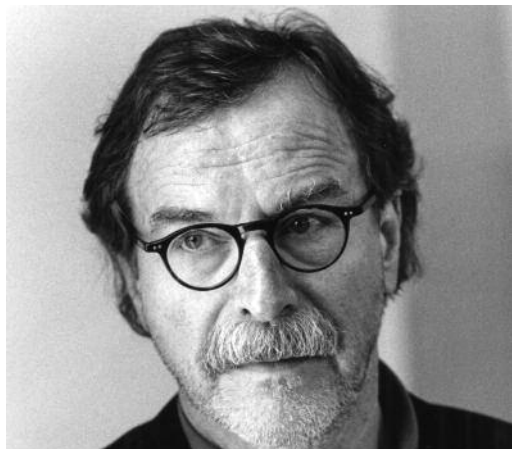
1. Abend: **Lebens-Werk**

AS

**KLAUS MERZ** Präsentation der **WERKAUSGABE** (in sieben Bänden; Haymon Verlag, ab 2011) •

**MARKUS BUNDI** (Herausgeber, Zürich) positioniert den Autor und sein Werk • **Klaus Merz** (Unterkulm, Aargau) liest aus **Die Lamellen stehen offen**. Frühe Lyrik 1963–1991 (Band 1), **In der Dunkelkammer**. Frühe Prosa 1971–1982 (Band 2), **Fährdienst**. Prosa 1983–1995 (Band 3 der Werkausgabe) • Begrüssung: **GEORG HASIBEDER** (Programmleiter, Haymon Verlag) • in Zusammenarbeit mit dem Haymon Verlag, Innsbruck

Klaus Merz gehört seit vielen Jahren zu den eigenständigsten literarischen Stimmen im deutschsprachigen Raum. Seit seinem Debut im Jahr 1967 sind über dreißig Bücher erschienen, darunter der Roman *Jakob schläft*, der ihm 1997 zum internationalen Durchbruch verhalf, und die Novelle *Der Argentinier*, die 2009 wochenlang die Schweizer Bestsellerlisten anführte. Sein Werk wurde vielfach ausgezeichnet, u. a. mit dem Solothurner Literaturpreis (1996), dem Hermann-Hesse-Preis (1997), dem Gottfried-Keller-Preis (2004) und dem Aargauer Kulturpreis (2005). Bereits in seiner frühen Prosa und Lyrik erweist sich Klaus Merz als »Meister der poetischen Balance«, zeigen sich der zurückhaltende, sensible Ton, der hintergründige Humor und die präzise, schnörkellose Sprache, die sein gesamtes Werk prägen. Die Figuren seiner Erzähltexte sind Gezeichnete, selten auf den ersten Blick, nie offensichtlich. Sie halten sich in einem labilen Gleichgewicht zwischen Verheerung und wenigen Momenten des Glücks. Die ersten beiden Bände dieser auf sieben Bücher angelegten Werkausgabe machen nun das lange vergriffene Frühwerk von Klaus Merz wieder zugänglich, der dritte Band erscheint termingerecht zur Lesung in der Alten Schmiede.



**KLAUS MERZ**, \*1945 in Aarau, Schweiz. Lebt als Erzähler und Lyriker in Unterkulm. Lehrauftrag für Sprache und Kultur an einer höheren Fachschule. Längere Arbeitsaufenthalte in Paris, Berlin, London. Preise (Auswahl): Gottfried Keller-Preis (2004), Werkpreis der Schillerstiftung (2005), Aargauer Kulturpreis (2005) und Basler Lyrikpreis (2012). Publikationen: *Mit gesammelter Blindheit*. Gedichte (1967); *Geschiebe – mein Land*. Gedichte (1969); *vier vorwände ergeben kein haus*. Gedichte (1972); *Obligatorische Übungen*. Geschichten (1975); *Latentes Material*. Erzählungen (1978); *Der Entwurf*. Erzählung (1982); *Landleben* (1982); *Bootsvermietung*. Prosa, Gedichte (1985); *Tremolo Trümmer*. Erzählungen (1988); *Nachricht vom aufrechten Gang*. Prosa und Gedichte (1991); *Am Fuß des Kamels*. Geschichten und Zwischengeschichten (1994); *Kurze Durchsage*. Prosa und Gedichte (1995); *Kommen Sie mit mir ans Meer, Fräulein?* (Überarbeitung von *Der Entwurf*). Roman (1998); *Jakob schläft. Eigentlich ein Roman* (1997); *Garn*. Prosa und Gedichte (2000); *Adams Kostüm*. Drei Erzählungen (2001); *Das Turnier der Bleistiftritter*. Achtzehn Begegnungen (2003); *Die Tiere ziehen los!* Kinderbuch (2003); *Löwen Löwen* (2004); *Los*. Eine Erzählung (2005); *Kunos große Fahrt*. Bilderbuch (2005); *Priskas Miniaturen*. Erzählungen 1978–1988 (2005); *Der gestillte Blick*. Sehstücke. Texte zu Bildern (2007); *Der Argentinier*. Novelle (2009); *Aus dem Staub*. Gedichte (2010).

**MARKUS BUNDI**, \*1969 in Wettingen, Studium der Philosophie, Neuen Deutschen Literatur und Linguistik an der Universität Zürich. 1996–2005 Kulturredakteur bei der *Aargauer Zeitung*, seit 2001 Veröffentlichungen als Autor und als Herausgeber. 1999–2002 Mitglied der Jury für den »Alemannischen Literaturpreis«. Mitglied der Programmkommission für die Solothurner Literaturtage 2001 und 2002. Kurator der Frauenfelder Lyriktag 2007.

Foto: Franziska Messner-Rast / Haymon Verlag



**13.2.** Montag, 19.00 **KONTRAPUNKTE - zweite Lieferung** 2. Abend: **Biographische Setzungen**  
**AS** **MICHEL LAYAZ** (Epalinges/Waadtl) zweisprachige Lesung mit dem Übersetzer **Michael Hammerschmid** aus **DEUX SŒURS**. Roman (Editions Zoë, 2009) •  
**FRIEDRIKE KRETZEN** (Basel) liest aus **NATASCHA, VÉRONIQUE UND PAUL**. Roman (Stroemfeld/Roter Stern, 2012) •  
 Einleitung und Gespräch: **SAMUEL MOSER** (Literaturkritiker, Schweizer Literaturinstitut Biel)

Der Westschweizer Autor Michel Layaz erzählt in seinem zehnten Roman über das Leben zweier jugendlicher Schwestern, deren Vater in einer psychiatrischen Klinik interniert ist und deren Mutter in New York lebt. Die von Amts wegen beorderte Sozialhelferin wird rasch in die bald musikalisch schwebende, bald leidenschaftliche und boshafte schwesterliche Lebenswelt hineingezogen, sodass sie dabei auf ihre Verpflichtungen vergisst. Zwischen kindlicher und erwachsener Weltsicht, zwischen Melancholie und Übermut changieren diese Schwestern, deren Dasein Michel Layaz mit einer auf Klang und sinnliche Qualitäten ausgerichteten Sprache erschließt.

**MICHEL LAYAZ**, \*1963 in Fribourg, lebt als Autor in Epalinges (nahe Lausanne). Zahlreiche Reisen, 1996–97 Arbeitsaufenthalt in Rom. U. a. ausgezeichnet mit Prix Edouard Rod, Prix Dentan, Prix des auditeurs 2004 de la Radio Suisse Romande. Veröffentlichungen: *Quartier Terre*. Roman (1993); *Le Café du professeur* (1995); *Ci-gisent*. Roman (1998); *Les Légataires* (2001); *Les Larmes de ma mère* (2003); *La Joyeuse complainte de l'idiot* (2004); *Le Nom des pères. Trois nouvelles* (2004); *Il est bon que personne ne nous voie*. Roman (2006); *Cher Boniface* (2009); *Deux Sœurs* (2011).

\*

Friederike Kretzens neuer Roman setzt ihr biografisch ausgelegtes Erzählprojekt fort, von dem zuletzt *Weisses Album* 2007 erschienen war. Natascha, Véronique und Paul, drei Schauspielschüler in Köln, spüren eines Sommers, dass ihre Jugend zu Ende geht. Doch wie sollen sie sich von einer Ära verabschieden, in der das Widerständische und seine Ästhetik ihre Köpfe und Herzen entzündet? Das fragten sie in jenem Sommer und seither. Bald dreißig Jahre später, es wird das vierzigste Woodstock-Jubiläum gefeiert, ruft Paul Véronique an, und da setzt das Buch ein, das eine Vergangenheit zu erzählen sucht, die bis heute nicht als solche empfunden werden kann. Denn konnte es tatsächlich so sein, dass das, wovor sie sich fürchteten, schon lange hinter ihnen lag?

**FRIEDRIKE KRETZEN**, \*1956 in Leverkusen, Soziologin, Dramaturgin am Residenz-Theater in München. Lebt seit 1983 als Dozentin (u. a. an der ETH Zürich), Publizistin (u. a. für die *Neue Zürcher Zeitung*) und Schriftstellerin in Basel. Buchveröffentlichungen: *Die Souffleuse*. Roman (1989, als Theaterstück 1990 uraufgeführt); *Die Probe*. Roman (1991); *Ihr blöden Weiber*. Roman (1993); *Indiander*. Roman (1996); *Ich bin ein Hügel*. Roman (1998); *Das Auge des Tigers* (mit Bernard Voita, 1999); *Übungen zu einem Aufstand*. Roman (2002); *Weisses Album*. Roman (2007).

**15.2.** Mittwoch, 19.00 **KONTRAPUNKTE - zweite Lieferung** 3. Abend: **LITERARISCHES PORTRAIT**  
**LQ** **URS WIDMER** (Zürich) im Werkportrait von **SAMUEL MOSER** (Biel), mit Lesung aus **STILLE POST**. Erzählungen (Diogenes Verlag, 2011) und früheren Büchern

Urs Widmer ist wohl der einfallsreichste lebende Schweizer Schriftsteller. Wie kaum ein anderer thematisiert er die Relativität und Zufälligkeit menschlicher Ordnungssysteme mit tollkühnem Witz und spielerischer Melancholie. Die im Ernst des Lebens steckende Komik verwandelt er in unzähligen Erzählungen und Romanen, Theaterstücken und Hörspielen in schönste und vielgestaltige Literatur.

*Die hohe Kunst des Jonglierens mit Ideen und Kritik, mit literarischen Stilen, Legenden, Märchen, Fabeln bis hin zu Burlesken und Satiren, erreicht in den hier versammelten verdichteten Texten zuweilen eine Perfektion, die nie erdrückend, sondern, Widmer eben, stets spielerisch-tänzelnd daherkommt, ohne dass die inhaltliche Brisanz dadurch verlorenginge.* (Frankfurter Allgemeine Zeitung)

**Urs Widmer**, \*1938 in Basel. Studium der Germanistik, Romanistik und Geschichte in Basel, Montpellier und Paris. Lebte 17 Jahre in Frankfurt, seit 1984 in Zürich. Zahlreiche Preise und Auszeichnungen, u. a. Hörspielpreis der Kriegsblinden, 1976; manuskripte-Preis, 1983; Mülheimer Dramatikerpreis, 1997; Heimito von Doderer-Preis, 1998; Bertolt Brecht-Preis, 2001; Großer Literaturpreis der Bayerischen Akademie der Schönen Künste, 2002; Friedrich-Hölderlin-Preis, 2007. Zuletzt erschienen: *Vom Leben, vom Tod und vom Übrigen auch dies und das*. Frankfurter Poetikvorlesungen (2007); *Ein Leben als Zwerg* (2008); *Herr Adamson* (2009); *Stille Post*. Kleine Prosa (2011).

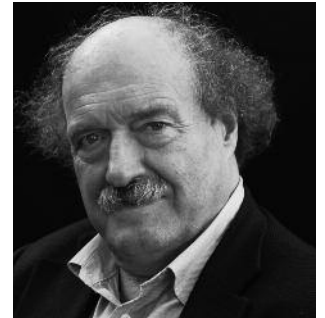


Foto: Regine Mosimann / Diogenes Verlag

**16.2.** Donnerstag, 19.00 **KONTRAPUNKTE - zweite Lieferung** 4. Abend: **Gedichte - Versroman - Spoken Words**  
**AS** **URS ALLEMANN** (Basel) liest **neue Gedichte** (zuletzt erschienen: *im kinde schwirren die ahnen*; Engeler, 2008) •  
**ARMIN SENSER** (Berlin) liest aus **SHAKESPEARE**. Roman in Versen (Hanser Verlag, 2011) •  
**GUY KRNETA** (Basel) **spoken word**; zuletzt erschienen: **UMKEHRTI TÄLER** (Cosmos Verlag, 2011) • Einleitung und Gespräch mit den Autoren: **SAMUEL MOSER** (Biel)

*Allemann arbeitet mit Wörtern, und Wörter haben Bedeutung. Selbst und gerade da, wo er ihnen die herkömmliche unter den Füßen wegzieht, zitiert er sie durch das Sprachspiel, in dem er sie verwendet. Seine kunstvolle Arbeit am Missverständnis ist Ausdruck eines tieferen, nämlich subkutanen Verstehensprozesses. [...] So setzt er die manipulativen Elemente der Sprache ebenso ein, wie er sie aufdeckt – kein diabolisches Spiel, sondern eine schwindelerregende Gratwanderung.* (Samuel Moser in *Neue Zürcher Zeitung*)

**Urs Allemann**, \*1949 in Schlieren bei Zürich, lebt in Reigoldswil bei Basel. Studium der Germanistik, Anglistik, Soziologie und Sozialpsychologie an den Universitäten Marburg und Hannover. Von 1986 bis 2005 Leitung des literarischen Feuilletons der *Basler Zeitung*. Freier Schriftsteller, Performer und Rezitator. Bibliografie (Auswahl): *Fuzzhase*. Gedichte (1988); *Öz & Kco. Sieben fernmündliche Delirien* (1990); *Babyficker*. Erzählung (1992); *Holder die Polder*. Oden, Elegien, Andere (2001); *schæn! schæn!* Gedichte (2003); *im kinde schwirren die ahnen*. 52 Gedichte (mit CD, 2008).

Fortsetzung auf Seite 8





Fortsetzung von Seite 7

\*

Die Wissenschaft hat das Rätsel Shakespeare nicht gelöst: Wir wissen nichts über seine Jugend, wissen nicht, wann er nach London ging, warum er im Alter nach Stratford zurückkehrte; ja nicht einmal, ob es Shakespeare überhaupt gegeben hat. Armin Senger kommt in seinem ungewöhnlichen Roman dem geheimnisvollen Dichter aus England auf die Spur. In präzisen, rhythmischen Versen entwirft er das mögliche Bild eines Mannes, der ganz zu Literatur geworden ist.

**ARMIN SENGER**, \*1964 in Biel. Studium der Philosophie, Germanistik und Linguistik in Bern, lebt seit 1998 als Schriftsteller in Berlin. Gedichtveröffentlichungen seit 1977, Buchpublikationen: *Großes Erwachen*. Gedichte (1999); *Jahrhundert der Ruhe*. Gedichte (2003); *Kalte Kriege*. Gedichte (2007); *Shakespeare*. Ein Roman in Versen (2011).

\*

*Vorgefundene Figuren und Motive, Trouvaillen aus dem Alltagsleben werden so lang hin und her gewendet, abgeklopft und ausgehört, bis sie in die Krneta-typische leichte Schräglage gelangen, die sie liebenswert skurril aussehen lässt. [...] Guy Krneta schaut den Leuten aufs Maul, redet ihnen aber nicht nach dem Mund. (Theater der Zeit)*

**GUY KRNETA**, \*1964 in Bern, lebt als Autor und Dramatiker in Basel. Nach Studien der Musik- und Theaterwissenschaft in Wien und der Medizin in Bern ging Krneta 1986 ans Theater, Dramaturg (Esslingen, Braunschweig, Aarau); Co-Leiter des Theaterfestivals *auawirleben* und des Theaters Tuchlaube; seit 2001 im Team von *Matterhorn Produktionen*. Stücke (Auswahl): *Ursle* (1994); *Das Leben ist viel zu kurz, um offene Weine zu trinken* (2004, als Hörbuch 2006); *E Summer lang, Irina* (2005); *E Schtau vou Reh* (2006); *Fondue Oper* (2008, als Hörbuch 2009); *Aktion Duback* (2009); *Stottern & Poltern* (2010). Bücher (Auswahl): *Zmittst im Gjätt uss / Mitten im Nirgendwo* (2003); *Ursle / Furnier* (2004); *Im Kairo* (CD, zusammen mit *Bern ist überall*, 2006); *Winnetou Bühler* (CD, zusammen mit Greis & Apfelböck, 2008); *Mittelland – Morgengeschichten* (2009); *Umkehrti Täler* (2011).

21.2. Dienstag, 19.00

AS

**KONTRAPUNKTE - zweite Lieferung** 5. Abend: **Nachspüren und Anverwandeln****DRAGICA RAJČIĆ** (Zürich) liest aus **WARTEN AUF BROCH**. Text über Text (Studien Verlag, 2011) •**KATHARINA GEISER** (Wädenswil) liest aus **DIESE GEZEITEN**. Roman (Jung und Jung, 2011) • Einleitung und Gespräch: **MICHAEL CERHA** (Literaturkritiker, Autor)

*Wenn Dragica Rajčić spricht, gerät die Welt aus den gewohnten Fugen. Grenzen verschoben sich, Imaginäres erscheint real: plötzlich sitzt der Grossvater mit am Tisch, daneben Hermann Broch, Musil und Peter Bichsel. [...] Man lässt sich treiben von Rajčićs Gabe zur Assoziation, man fliegt durch den Sommermorgen bis nach Kroatien und wieder zurück, durchquert Sprachräume, getragen von der Intensität ihrer Gedanken, dem Nachdruck, mit dem sie über Sprache – ihre Sprachen – spricht, belebt von der Vitalität ihres Lachens. Eins ergibt das andere, ganz einfach ... (Christa Baumberger)*

**DRAGICA RAJČIĆ**, \*1959 in Split (Kroatien), lebt als freie Schriftstellerin und Lehrbeauftragte für literarisches Schreiben in Zürich. Bei ihrem ersten Aufenthalt in der Schweiz 1978 entstehen erstmals Texte in deutscher Sprache, 1988 Rückkehr nach Kroatien und Gründung der Zeitung *Glas Kastela*, journalistische Tätigkeit bis zum Ausbruch des Krieges in Kroatien; seit 1991 lebt sie wieder in der Schweiz, humanitäre Arbeit und Öffentlichkeitsarbeit über den Krieg in Kroatien. Für ihre deutschsprachigen Lyrikbände erhielt sie mehrere Auszeichnungen, u. a. den Adelbert-von-Chamisso-Förderpreis und den Lyrikpreis der Stadt Meran. Bücher: *Halbgedichte einer Gastfrau* (1986 und 1994); *Lebendigkeit Ihre zurück* (1992); *Nur Gute kommt ins Himmel* (1994); *Post bellum* (2000); *Buch von Glück* (2004); *Warten auf Broch* (2011).

\*

Über die Idylle der Kanalinsel Jersey bricht 1940 mit der deutschen Okkupation der Schrecken herein, und er trifft zwei bemerkenswerte Frauen: Lucy Schwob und Suzanne Malherbe stammen aus berühmten französischen Intellektuellenfamilien, sie sind Stiefschwestern und gleichzeitig auch ein Paar. Von den Pariser Zirkeln der Surrealisten rund um André Breton hatten sich die beiden Künstlerinnen verabschiedet, um auf Jersey zu schreiben, zu zeichnen und zu fotografieren. Nach Ankunft der Deutschen beginnen sie ihre listenreiche und lebensgefährliche Antikriegspropaganda, sie werden ins Gefängnis geworfen und zum Tode verurteilt.

**Katharina Geiser**, \*1956, lebt in Wädenswil. Zuletzt erschienen: *Vorübergehend Wien* (2006); *Rosa ist Rosa* (2008); *Diese Gezeiten* (2011).

27.2. Montag, 19.00

AS

**KONTRAPUNKTE - zweite Lieferung** 6. Abend: **Die exemplarische Biografie****PETER RÜEDI** (Tremona/Tessin) im Gespräch mit **OLIVER VOM HOVE** (Wien) über sein Buch **DÜRRENMATT oder DIE AHNUNG VOM GANZEN** (Diogenes Verlag, 2011) – mit Lesungsausschnitten

Anders als bei vielen Schriftstellern, die sich selbst und ihr Leben in ihren Büchern zum Thema machen, kennen wir Friedrich Dürrenmatt nicht, wenn wir sein Werk kennen. Selbst aus seinen autobiographischen Texten hat Dürrenmatt während des Schreibens alles Intime herausgefiltert. Fesselnd und elegant erzählt Peter Rüedi vom Leben des Weltautors, aber auch die Geschichte seiner Schriftstellerei, von den Anfängen bis zum Durchbruch 1956/58 mit der Komödie *Der Besuch der alten Dame* und dem Kriminalroman *Das Versprechen* – die entscheidenden Jahre, die Dürrenmatt als Autor formten. Er spürt außerdem den großen thematischen Zusammenhängen zwischen Leben und Werk vor dem Hintergrund eines halben Jahrhunderts nach. Seine Sicht auf Dürrenmatt ist nicht nur die des klassischen Biographen, sondern eröffnet uns auch einen Weg durch dessen immensen Gedankenkosmos.

**Peter Rüedi**, \*1943 in Basel, Germanist und Journalist, lebt in Tremona/Tessin; hat seit über 40 Jahren mit und über Dürrenmatt, der sein erster Arbeitgeber beim *Zürcher Sonntags-Journal* war, gearbeitet.



**Alte Schmiede Literarisches Quartier, Schönlaterngasse 9, 1010 Wien, Österreich, (0043-1) 512 44 46, [www.alte-schmiede.at](http://www.alte-schmiede.at)**

**Freier Eintritt bei allen Veranstaltungen in der Alten Schmiede**

Impressum: Der Hammer – Die Zeitung der Alten Schmiede, Ausgabe 54/ 2012 | Redaktion: Walter Famlar, Kurt Neumann, Petra Meßner, Paul Dvořák | Fotos: Regine Mosimann / Diogenes Verlag; Franziska Messner-Rast / Haymon Verlag; Laura J. Gerlach / Frankfurter Verlagsanstalt; Yvonne Böhler / Limmat Verlag; Maik Petrone | Koordination: Marianne Schwach | Alle: 1010 Wien, Schönlaterngasse 9; Telefon (0043-1) 512 83 29; Fax (0043-1) 513 19 629; e-mail: marianne.schwach@alte-schmiede.at | Der Hammer 54 erscheint in einer Auflage von 32 000 Exemplaren als Beilage zum Augustin, Nummer 314, Februar 2012 | Grafische Gestaltung: fuhrer